

Das rote Gedicht

Autor(en): **Awertschenko, Arkadij**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **10 (1934)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das rote Gedicht

VON ARKADIJ AWERTSCHENKO

Er betrat gravitätisch das Redaktionslokal. Herablassend reichte er mir die Hand und sprach in der Art der alten Komödianten: «Sie haben wohl mein einzigartiges Gedicht schon gelesen?»

«Welches? Im Laufe der vorigen Woche sind 644 Gedichte bei uns eingelaufen.»

«Und Sie haben mein Gedicht nicht sofort an meiner Art erkannt?»

Der Teufel hole mich, wenn ich ihn oder seine Art jemals erkannt hätte, darum sagte ich beruhigt: «Nein.» Er war sehr gekränkt, aber nicht so hochmütig, wie bei seinem Erscheinen.

«Es war ein rotes Gedicht, Meister; ein rotes Gedicht auf rotem Papier. Auf rotem, japanischem Blütenpapier.»

«An ein Gedicht auf rotem Papier kann ich mich erinnern.»

«Und Sie haben es selbstverständlich angenommen?!»

«Selbstverständlich abgelehnt!»

«Mein Gedicht . . . mein rotes Gedicht . . . abgelehnt! Herr, Sie wissen nicht, was Sie tun!»

«Entschuldigen Sie mich . . . keine Zeit . . . Der Chefredakteur wartet . . .»

«Vielleicht wenn ich es Ihnen vortrage . . .»

Und er begann.

«Rote Nacht und roter Mund,
Rotes heißes Blut,
Rotes Haar und roter Kuß,
Roter Liebesmut!

Rotes . . .»

«Genug von der roten Angelegenheit. Ich sagte Ihnen schon . . . abgelehnt!»

«Auf Wiedersehen, Sie Ignorant! Rache ist süß!»

Draußen war er, ich arbeitete weiter. Beim Umblättern fiel mir ein Blatt in die Hände. Rotes, japanisches Blütenpapier. Ich wußte genug. Papierkorb.

Ich beendete mein Feuilleton, nahm das Manuskript und ging zum Chefredakteur. Unser Verleger war gerade bei ihm und wollte meine Arbeit sehen. Ich griff in meine Manteltasche und fand . . . rotes, japanisches Blütenpapier mit den verdammten Strophen. Ich warf die Blätter wütend zu Boden; der Verleger, der meinen Stil hochschätzte, hob sie auf, las und sagte: «Ah, ein vorzügliches Gedicht. Das soll wohl in der Festnummer erscheinen?»

Ich schrie: «Das soll nirgends erscheinen!» und zerriß das Blatt in tausend Stücke. Müde und verärgert fuhr ich nach Hause. Als ich den Kutscher bezahlen wollte, fand ich in der Tasche statt der Geldbörse ein rotes zusammengefaltetes Papier. Ich faltete es auseinander und las:

«Rote Nacht und roter Mund . . .»

Ich konnte mir gar nicht erklären, wie diese Zettel in meine Tasche kamen. Ich warf den Wisch auf die Straße und trat ins Haus.

Schon auf der Stiege erwartete mich das Stubenmädchen und drückte mir eine Rolle wichtigtuend in die Hand.

«Bitte, da hab' ich ein Gedicht vom gnädigen Herrn gefunden und das ist so schön.»

«Rote Nacht und roter Mund,
Rotes, heißes Blut . . .»

«Schweigen Sie oder Sie sind momentan entlassen!»

Ich warf die Rolle, ohne sie anzusehen, in den Ofen. Sie können sich vorstellen, daß ich nicht besonders vergnüglicher Stimmung war.

«Was hast du denn?» fragte meine Frau, als ich den dritten Löffel Senf in meine Suppe gegeben hatte. Nicht, daß ich eine besondere Vorliebe für Senf hätte, aber der Teufel kann auch geben, was er ist und was um ihn vorgeht, wenn es einem im Hirn von roter Raserei rhythmisch dröhnt. Darum gab ich auch meiner Frau die sonderbare und nicht ganz passende Antwort:

«Rote Nacht und roter Mund,
Rotes, heißes Blut . . .»

«Ich glaube, du bist krank. Willst du dich nicht niederlegen?»

«Ich bin nur etwas überarbeitet und abgespannt.»

Draußen läutete es. Unser Portier erschien und überreichte mir zwinkernd einen Brief.

«Eine feine, junge Dame hat dies für den Herrn Redakteur abgegeben.»

Meine Frau stürzte wie ein Habicht auf den Brief.

«Ha, Elender! Ein Liebesbrief! Ich habe dich ja schon immer in Verdacht gehabt. Und noch dazu in Versen!»

Und sie las vor:

«Rote Nacht und roter Mund,
Rotes, heißes Blut.»

«Kniefällig bitte ich dich, höre auf! Ich werde sonst wahnsinnig!»

«Hast du nicht vorhin dieses Gedicht zitiert? Oh, ich Unglücklich!»

Das Essen, wie das Zuhausesein waren nun verdorben, so ging ich.

Auf der Straße erwischte ich noch rasch eine fremde Hand, die ein rotes Papier in meine Tasche stecken wollte. Eine Ohrfeige befreite mich von dem Uebelthäter.

Im Park traf ich meinen kleinen vierjährigen Fedja mit seiner Kinderfrau.

«Papi», krächte er, «Fedja tann ssönes Gedicht. Duter Onkel gemacht.»

Jote Nacht und joter Mund,
Jotes, heißt Balut.»

Voll unverhohlener Verachtung erwartete mich mein liebes Weib.

«Ein Herr war hier. Ein wirklicher Dichter, nicht so ein Literat wie du einer bist. Er hat ein Gedicht mitgebracht. Ein Gedicht an mich. Und das muß, hörst du, das muß unbedingt in der Festnummer erscheinen!»

Welches Gedicht es war und welcher Zettel mich auf dem Schreibtisch erwartete, brauche ich wohl nicht zu sagen. Daß auch in meiner Zigarrenkiste, wie auch auf meinem Nachtkästchen je ein roter Zettel lag, will ich nicht erwähnen lassen. Ebenso auch nicht das massenhafte Vorfinden in des Hauses verschwiegenster Kammer. Aber selbst dort war das japanische Blütenpapier nicht ganz geeignet. Ich legte mich nieder . . . auf das verfluchte Gedicht. Unter dem Polster lag es und zwischen den Decken.

Als ich morgens mich anziehen wollte, fand ich in jedem Schuh den ominösen Zettel.

Im Arbeitszimmer schrieb ich an den Verleger und bat um Entlassung. Ich war den Anstrengungen des Redakteurberufes doch nicht gewachsen. Den Brief mußte ich natürlich umschreiben, denn auf der Rückseite stand in bekannter Handschrift das bekannte Gedicht.

In der Festnummer brachte die Zeitung die Nachricht von meinem Scheiden aus dem Redaktionsstabe und als letzten Beitrag «Aus der Feder des als Lyriker wie als Feuilletonisten gleich genialen A. A.» das rote Gedicht statt meines Beitrages. Der rote Zettel hatte sich selbstverständlich auf meinem Schreibtisch vorgefunden.

Selbstverständlich klagte mich der empörte Autor auf Diebstahl geistigen Eigentums und brandmarkte mich als Plagiator. Und ebenso selbstverständlich wurde ich verurteilt. Ich weiß nicht, wieviel Jahre Zuchthaus (statt einer geringfügigen Geldstrafe) ich bekommen hätte, wenn nicht mein geriebener Verteidiger auf meinen ramponierten Geisteszustand hingewiesen hätte. Auf Drängen meiner besorgten Familie mußte ich ein Sanatorium aufsuchen und es dauerte lange, bis ich von den liebenden Meinen wieder als voll genommen wurde.

Tiere als Lebensretter

VON WALTER JENTZSCH

«Der heldenmütige Barry rettete 40 Personen, von der 41. wurde er getötet», ist auf einem Denkmal zu lesen, das die Mönche von St. Bernhard diesem treuen Hund gesetzt haben. Auf dem Denkmal steht Barry, in Stein gehauen, ein Kind auf seinem Rücken tragend. Barry war wohl der berühmteste aller Hunde. Wenn die Schneestürme den St. Bernhard umbrausten, schickten die Mönche den Hund in das Wüten der Elemente hinaus. «Barry, such!» Und der treue Barry suchte die nähere und weitere Umgebung des Hospizes nach Verirrten und Verunglückten ab. 40 Menschen hatte er im Laufe der Jahre in Schneewehen und abseits vom Wege aufgefunden und vom Erfrierungstod gerettet. Als Barry nun an einem sturmdundeligen Winternachmittag wieder einmal auf der Suche nach Verunglückten geschickt wurde, sah er an der Straße des Hospizes einen Mann liegen. Schweifwedelnd ging Barry auf den Halbverschütteten zu. Der aber sah vor seinem Gesicht plötzlich das rote offene Maul des Hundes auftauchen, glaubte, ein Untier vor sich zu sehen und zog aus seiner Manteltasche eine Pistole. Ein Schuß krachte, der treue Barry wälzte sich in seinem Blute. Von den herbeielaufenden Mönchen wurde der Retter so vieler Menschen auf einer Bahre nach dem Hospiz gebracht, auf einer zweiten Bahre trug man den halberfahrenen Fremden. Eine Stunde später hatte Barry sein taten- und ruhmreiches Leben ausgehaucht.

Sein Nachfolger, den die Mönche ihm zu Ehren «Barry II» nannten, rettete 34 Personen das Leben. Auch Barry II kam durch einen Unglücksfall um sein Leben. Als er während eines Schneesturmes auf der Suche nach Verunglückten war, stürzte er in eine tiefe Felsspalte, wo er mit gebrochenem Genick liegen blieb. Beide Wohltäter der Menschen stehen ausgestopft im Museum zu Bern.

Ein tragisches Ende war auch der Dogge eines russischen Großgrundbesitzers Wassilj Wassilewitsch beschieden, der nicht weit von Irkutsk ein Schloß besaß, das er während des Winters mit seinem kleinen Söhnchen bewohnte. Es war noch vor dem Kriege. Die Wölfe traten in jenem Winter besonders zahlreich auf und kamen in ihrem

Heißhunger bis in das Dorf, um zu rauben, so daß sich die Bauern ihrer kaum zu erwehren vermochten. Da sagte Wassilewitsch eines Tages eine Wolfsjagd an, um unter den Bestien gründlich aufzuräumen. Alle Förster und Diener des Wassilewitsch und fast sämtliche Bauern beteiligten sich an der Jagd. Im Schloß blieb nur das weibliche Gesinde und das Kind zurück. Der Kinderfrau schärfte Wassilewitsch noch besonders ein, das Lager seines Söhnchens keinen Augenblick zu verlassen. Als besonderer Schutz befand sich noch eine riesenhafte Dogge im Zimmer.

Spät in der Nacht kehrte Wassilewitsch mit seinen Jägern todmüde von der Jagd heim, über hundert Wölfe hatte man erlegt. «Noch schnell einen Blick in das Schlafzimmer des Kindes werfen!» Wie erstarrt blieb Wassilewitsch an der Schwelle stehen, er sieht — die Kinderfrau liegt ohnmächtig neben dem Bett des Kindes, vor dem Bett kauert die Dogge, über und über mit Blut bedeckt, mit zerissenem Maul, in den Augen einen wütenden Blick. Das Kind, wo ist das Kind? Wassilewitsch, in der Meinung, die Dogge habe seinen Liebling zerfleischt, zieht sein Jagdmesser aus dem Gürtel und rammt es im wilden Zorn der Dogge bis zum Heft ins Herz. Laut heult der Hund auf, mit dem letzten brechenden Blick nach seinem Herrn bricht er dann sterbend nieder. Da plötzlich kriecht, Wassilewitsch glaubt, es narrt ihn ein Phantom, sein Kind, am ganzen Leib zitternd, unter dem Bett hervor. Das Kind eilt auf den Vater zu, der es weinend in seine Arme schließt.

Vom herbeigerufenen Gesinde erfährt nun Wassilewitsch, daß sich kurz vor seiner Heimkunft ein großer Wolf in das Schloß geschlichen habe. Und die inzwischen aus ihrer Ohnmacht erwachte Kinderfrau erzählt, daß der Wolf, durch die nur angelehnte Tür hereinspringend, auf einmal mitten im Schlafzimmer stand. Der Wolf, der Miene machte, auf das Bett des Kindes zu springen, sei sogleich von der Dogge angegriffen worden. Einen Kampf um Leben und Tod hätte es zwischen den beiden Tieren gegeben. Aus vielen Wunden blutend, die ihm die scharfen Zähne der Dogge rissen, sei der Wolf schließ-

lich durch das Fenster, das die Kinderfrau geöffnet hatte, um Hilfe herbeizurufen, in den Hof gesprungen. Da brachte auch schon der Gärtner den übelzugerichteten toten Wolf und legte ihn wortlos vor seinem Herrn nieder. Dieser kniete vor der von ihm im Irrtum getöteten Dogge nieder und streichelte erschüttert ihr Fell.

Ein Gockelhahn war im Vorjahre der Lebensretter einer ostpreussischen Bäuerin. Diese machte sich im Winter eines Tages auf den Weg nach der zwei Stunden entfernten Kreisstadt, um dort auf dem Markt lebendes Geflügel zu verkaufen. Das Geflügel trug die Frau in Körben. In einem Korb hatte sie einen Hahn verstaubt. Als sich die Bäuerin, die alles Geflügel verkauft hatte, nur den Hahn nicht, nach Erledigung einiger Besorgungen auf den Heimweg machte, zog schon die Dämmerung herauf. In der bald folgenden Finsternis verfehlte die Bäuerin den Weg und kam so auf ein Moor, bei jedem Schritt in den Morast einsinkend. Ihre Hilferufe verhallten im Wind. Als sich durch eine haltsuchende Handbewegung der Verirrten der Deckel des Korbes öffnete, in dem sich der unverkaufte Hahn befand, flog dieser heraus. Die Bäuerin, die nicht mehr vom Fleck kam, versank immer tiefer in den Schlamm und verlor schließlich durch die großen Anstrengungen, sich aus dem Moor wieder herauszuarbeiten, das Bewußtsein. — Es war mitten in der Nacht, als in einem nahen Dorfe einige vom Wirtshaus heimkehrende Bauern aus der Gegend des Moores lautes Hahnenkrähen hörten. Das kam ihnen verdächtig vor, und so nahmen die Bauern Laternen und lange Stangen und rannten nach der Stelle, von der das Krähen zu vernehmen war. Dort fanden die Männer die ohnmächtige Bäuerin, bis zur Brust im Moor versunken. Der Hahn saß auf ihrer Schulter. Den vereinten Bemühungen gelang es, die Frau zu retten.

Ein andermal waren es Gänse, die einem kleinen Mädchen das Leben retteten. In einem Dorf bei Sangerhausen fiel eines Tages ein zweijähriges Mädchen in einen verschlammten Teich. Vor Schreck konnte die Kleine keinen Hilfeschrei ausstoßen. So ging sie unter und wäre ertrunken, wenn nicht eine Herde Gänse, die am Teichufer lagerte, plötzlich ein lautes Geschrei angehoben hätte. Aufgeregt flatterten die Gänse hin und her. Einem Dorfbewohner fiel das eigenartige Gebaren der Gänse auf, er blickte nach dem Teich und sah das Kind nicht mehr am Ufer spielen. Der Mann sprang rasch herzu und zog die Kleine aus dem massen Element. Eingeleitete Wiederbelebungsversuche waren von Erfolg.